

Volkstribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
 Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
 Einzelne Nummer 15 Pf.
 Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
 80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
 Ausgabe für Spediteure:
 „Volkstribüne“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
 Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
 Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
 Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

No. 14.

Sonnabend, den 4. April 1891.

V. Jahrgang.

Parteigenossen des 6. Berliner Wahlkreises.
 — **Internationaler Arbeiterkongress.** — **Aus der Woche.** — **Arbeitslohn und Arbeitszeit.** — **Das Weberelend.** — **Kapitalismus und Bildung.** — **Ein richtiges Urtheil über die gegenwärtige Koalitionsbewegung.** — **Der Kongress der Possibilisten.** — **Gedicht.** — **Novelle.** — „**Cäsars Column**“ II. — **Sybel's Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.** — **Der amerikanische Farmer stinkt und jekt.** — **Die rothe Fahne.** — **Der Fluch der Arbeit.**

Die neu hinzugekommenen Abonnenten
 können das erste Quartal des laufenden Jahrganges für 1.50 Mk. von der Expedition unseres Blattes portofrei beziehen.

Dasselbe enthält u. A. folgende Aufsätze: Was die Nihilisten wollen, von Stepmal; der Boulangismus und die Revolution, von Mac-Arle; die Lage der Arbeiter in Polen; kleinere Artikel über verschiedene nationalökonomische Themata; unsere rothe Festnummer zum Gedanktag der Kommune u. s. w.

Parteigenossen des 6. Berliner Wahlkreises!

In einer öffentlichen Volksversammlung, welche zum Zweck der Stellungnahme zur 1. Maifeier einberufen war, wurde mit überwältigender Majorität beschlossen: „Jeder Parteigenosse, dem es irgend möglich ist, verpflichtet sich, den 1. Mai durch Arbeitsruhe zu feiern.“ Zur Arrangirung der Feier wurde ein Komitee von 5 Personen gewählt. — Wir erwarten nun von den Genossen, welche nicht allzu schweren materiellen Schaden dadurch erleiden, daß sie diesen Beschluß hochhalten und sich recht zahlreich an der Feier betheiligen, damit dieselbe möglichst imposant wird. Wir werden am Vormittag eine Versammlung mit einem der Bedeutung des Tages angemessenen Vortrag einberufen, und, wie im vorigen Jahr, von Mittag im Noabiter Schützenhaus das Fest abhalten. — Parteigenossen anderer Wahlkreise, welche sich mit dem Beschluß einverstanden erklären, laden wir ebenfalls hierzu freundlichst ein.

Das Komitee.
 W. Becker. E. Ernst. H. Raschke.
 J. Reckner. F. Schwabe.

Obiger Aufruf ist mir von den Parteigenossen des 6. Wahlkreises zugegangen; wenn ich ihn abdrucke, so muß ich jedoch das unter den Vorbehalt thun, daß sich die Redaktion der „Berl. Volkstrib.“ nicht mit dem Beschluß identifiziren kann. Ich habe es allerdings nicht für richtig gehalten, daß die Feier des 1. Mai zu Gunsten von bedeutungslosen Festlichkeiten an einem Sonntag aufgegeben wurde, was der Feier überhaupt die Spitze abbricht; und die vorgebrachten Gründe haben mich auch nicht überzeugen können, daß dies Vorgehen richtig war. Allein nachdem das nun einmal geschehen ist und der überwiegend größte Theil der Arbeiter am 1. Mai die Arbeit nicht niederlegen wird, halte ich es für sehr gefährlich, wenn ein kleiner Bruchtheil die Feier aufrecht erhalten will. Natürlich muß ich aber den Genossen überlassen, in der Angelegenheit so zu handeln, wie es ihnen selbst richtig erscheint. P. E.

Internationaler Arbeiterkongress.

(Congrès ouvrier International)

1891.

An die Arbeitervereinigungen aller Länder. Genossen!

Am Sonntag, den 18. August 1891, wird in Brüssel ein internationaler sozialistischer Arbeiterkongress stattfinden, dessen Verhandlungen die Dauer einer Woche beanspruchen. Wir laden Sie hierdurch in brüderlicher Weise ein, an demselben Theil zu nehmen.

Ein zweifacher Beschluß ist es, auf Grund dessen der Generalrath der belgischen Arbeiterpartei diese Einladung ergehen läßt. Der erste Auftrag hierzu ward ihm von dem im Jahre 1889 in Paris im Lokale der Lancrystraße abgehaltenen internationalen Arbeiterkongresse; sodann war es das in Zürich seinen Sitz habende Exekutivkomitee des ebenfalls in Paris im Jahre 1889 im Lokale der Rochefortstraße stattgefundenen internationalen Sozialistenkongresses, das ihn mit einer gleichen Mission betraut hat.

Die uns durch diesen doppelten Auftrag gewordene Aufgabe ist bedeutend und ruhmvoll. Die Verhältnisse, in welchen sie uns zu Theil wird, lassen uns hoffen, daß, ohne Ausnahme, alle denkenden und streitenden Schichten des Proletariats aller Länder zu diesem internationalen Parlament der Arbeit ihre Vertreter entsenden und so — dies ist unsere feste Ueberzeugung — die Bande des Einverständnisses zwischen allen Arbeitermächten der Welt befestigen werden.

Alle Arbeiter- und Sozialistenparteien, alle Arbeitervereinigungen und Gruppen, alle, ohne Unterschied, sind sie eingeladen, und geben wir der frohen Hoffnung Raum, daß sie mit freudigem Eifer dem Rufe, den wir die Ehre haben, an sie zu richten, Folge leisten werden.

Der Kongress behält sich die Prüfung der Vollmachten der Delegirten vor und wird er, wir glauben dessen gewiß zu sein, zur Zufriedenheit Aller dabei verfahren. Die Festsetzung der Art und Weise der Abstimmung sowie der Tagesordnung wird gleichfalls Sache des Kongresses sein.

Die Berichte über die Arbeiterlage sowie die sozialistische Bewegung eines jeden Landes werden durch die Delegirten der einzelnen Nationalitäten vorgelegt werden. Hierzu wird den Parteien, Vereinigungen und Gruppen anempfohlen, diese Berichte auf ihre Kosten in drei Sprachen, in französischer, deutscher und englischer, drucken zu lassen, um solche an die Delegirten bei Eröffnung des Kongresses zu vertheilen. Wir werden nicht ermangeln, Sie einige Wochen vor der Eröffnung desselben von der Anzahl der zu vertheilenden Berichte in Kenntniß zu setzen.

Um die nöthigen Maßnahmen treffen und in gewissenhafter und Erfolg versprechender Weise an der Organisirung des Kongresses arbeiten zu können, bitten wir uns die Anmeldungen nebst Angabe der Zahl der Delegirten vor dem 16. Juli zukommen zu lassen. Sobald uns die Gesamtzahl der Theilnehmenden bekannt ist, werden wir die Parteien und Gruppen die Anzahl der einzuschickenden oder mitzubringenden Berichte wissen lassen.

Auf der Tagesordnung stehen bereits folgende drei Punkte:

1. Arbeiterschutz-Gesetzgebung vom nationalen und internationalen Gesichtspunkte aus und die für deren Ausdehnung und und Wirkammachung einzuschlagenden Mittel und Wege.
2. Vereinigungsrecht und dessen Garantien, Streiks, Boykottage und die kooperative Bewegung vom internationalen Standpunkte aus.
3. Lage und Pflichten der Arbeiterklassen dem Militarismus gegenüber.

Damit es den am Kongresse theilnehmenden Parteien, Gruppen und Gesellschaften ermöglicht werde, die Fragen mit Ruhe zu prüfen, müssen wir darauf bestehen, daß die Punkte, welche die Anhänger auf die Tagesordnung gebracht zu haben wünschen, uns vor dem 1. Juli kund zu geben.

Sodann behält sich der Kongress im allgemeinen Interesse das Recht der definitiven Feststellung der Tagesordnung vor und zwar einerseits um eine zu große Ausdehnung derselben zu verhindern und andererseits zur Vermeidung von Fragen, deren Aufwerfen oder Berathung für die Delegirten derjenigen Länder, welche eine die Arbeiterfreiheit beschränkende Gesetzgebung haben, Grund zu Unannehmlichkeiten sein könnte.

Wir werden uns bestreben, den Delegirten die Erfüllung ihrer Pflicht nach Kräften zu erleichtern.

Möge es dem Brüsseler Kongress gelingen, die so nothwendige, für Jedermann und in jeder Hinsicht wünschenswerthe, vollständige Einigung aller Proletarier herbeizuführen, die von dem Bewußtsein ihrer Pflicht durchdrungen und vereint und befeelt sind von den einen Gedanken: Dem festen Willen, die durchgreifende Emanzipation des gesammten Proletariats zu erwirken.

Wir bitten Sie also, werthe Genossen, uns Ihre Zustimmung ohne Verzug zukommen zu lassen. Mit brüderlichem Gruß!

Im Auftrage des Generalraths der belgischen Arbeiterpartei:

Der Sekretär für das Ausland
 Jean Bolders (Maison du Peuple Brüssel).
 Für das Züricher Exekutivkomitee des internationalen sozialistischen Arbeiterkongresses von Paris:
 Karl Bürkli. E. Bullschleger (Großrath in Basel).

Aus der Woche.

-se-. Wo es gilt ein Geschäft zu machen, lassen sich unsere Großindustriellen nicht lumpen; deutsche Kohlen und deutsche Eisenwaren werden nach dem Auslande billiger verkauft als im Inlande. Auch demjenigen, der ihnen ein Geschäft vermittelt, zeigen sich die Herren recht erkenntlich. Diesen Zug der Dankbarkeit haben sie dieser Tage Bismarck gegenüber in ausgiebigster Weise bewiesen. Der alte Ex verordnete ihnen seinerzeit die Eisenzölle und andere schöne Sachen, welche die Klassen füllten und den Beutel spickten, dafür erhielt er diese Osiern den Dank in Gestalt von vier Centnern Silber. Natürlich wurde das edle Metall nicht in natura geopfert, in Barren etwa, das wäre unfein gewesen und hätte bei einem eventuellen „Vergolden“ nur Umstände gemacht — was nützt einem das Silber, wenn es nicht gemünzt ist oder Façon besitzt —; man rief einen Silberschmied und ließ aus der Masse ein Tafelservice zu 24 Gedecken verfertigen. Der Mittelaufsatz zeigt einen Triumphwagen mit Bismarcks Porträt, das Ganze wird von Arbeitern gezogen. Die Freunde wissen doch immer am besten, was einem lieb ist. In Wirklichkeit haben zwar weder sie noch „Er“, trotz Zunderdoh und Peitsche, vermocht, die Arbeiter an „Seinen“ Wagen zu spannen, aber das macht nichts, die Einbildung ist ja auch etwas werth. Es ist ja immerhin möglich, daß später irgend einmal ein Alterthumsforscher aus dem Vorhandensein eines von Arbeitern gezogenen Bismarck'schen Triumphwagens seine Schlüsse zieht und das einstmalige Vorhandensein eines allgeliebten Vaters des Vaterlands beweist. Wenn schon heute ein Heidelberger Professor beim „heiligen“ Namen Bismarcks schwört, liegt so etwas auch nicht im Bereich der Unmöglichkeit. Der Tafelaufsatz bildete nicht die einzige Gabe der Industriearbeiter. Es waren so viel Spenden eingelaufen, daß man noch die letzte Parzelle, welche inmitten des Gebietes der Durchlaucht von Friedrichsrub lag, aufaufen und zugleich mit dem Silberschatz darbringen konnte. Eine Frage: Könnte man nicht jetzt, wenn schon Alles so schön beisammen ist, den Herzog von Lauenburg zum unabhängigen Reichsfürsten machen? Wir überlassen den Plan kostenfrei Herrn Schoof und seinen Mitnational-liberalen.

— In der griechischen Kammer haben zwanzig Deputirte einen Antrag unterschrieben, welcher dahin geht, den früheren Ministerpräsidenten Trikups wegen Verschwendung öffentlicher Gelder in Anklagezustand zu versetzen. Griechenland scheint demnach noch ein sehr wildes Land zu sein oder Herr Trikups verstand sein Geschäft nicht. Hätte er die Belege verbrannt, wer würde ihm jetzt etwas anhaben können?

— In Buenos-Ayres in Südamerika wurde eine Verschwörung der Polizei entdeckt und eine Anzahl Ge- wehre mit Beschlag belegt. Eine recht nette Gegend,

wenn die Herren Bürger gezwungen werden ihren Staat gegen die eigenen Organe und Schächer zu verteidigen. Es hat ganz den Anschein, als wären die südamerikanischen Republiken wiedererstandene Fibustier-Gesellschaften; nur geht die Verteilung der Beute heutzutage „nach Gesetz und Recht“ vor sich. Der frühere Präsident von Argentinien stahl in drei Jahren gegen 100 Millionen Francs zusammen und brachte zuerst seinen Raub, dann sich in Sicherheit, ohne das ihm jemand ein Haar krümmte. Es sind eben immer bloß die kleinen Diebe, die man hängt.

Auch in anderen Ländern wird gestohlen und betrogen, ohne daß der Strafrichter nur ein Ohr bewegt. Eben jetzt geht durch die russische Presse ein Sturm gegen einen Monopolisten, aber die Regierung wagt nicht gegen ihn aufzumachen, er ist zu groß, sie braucht ihn auf Schritt und Tritt, er kann, wenn immer es ihm beliebt, ihr und ihren Regimentern den Brotsack höher hängen: Es ist Rothschild. Im Jahre 1889 wurden aus dem Kaukasus 29 Millionen Pud Creosin ausgeführt, davon stammten 15 Millionen Pud direkt aus den Naphthagruben Rothschilbs; dazu kamen noch viele Millionen Pud, die diesem wirtschaftlichen Vampyr von anderen Naphtha-Industriellen in Kommission übergeben wurden. Er besitzt also tatsächlich ein vollständiges Monopol. Das sind aber noch lange nicht alle Vorteile, die er einheimst. Da ausgeführtes Creosin steuerfrei ist, fällt ihm eine Prämie von 11 Millionen Rubel zu; die zur Beförderung des auszuführenden Petroleums notwendigen Blechkiten sind zollfrei; die Millionen von Rubeln, die für Bahn- und Wegverbesserungen im Kaukasus vom Staate hergegeben werden, erhöhen die Rentabilität seiner Besitzungen. Nun ist Rothschild aber auch an dem großen amerikanischen Del-Trust beteiligt. Es liegt ganz in seiner Hand durch Einfuhr amerikanischer Petroleum in Kaukasus den Preis des Creosins soweit herabzudrücken, daß er die Naphtha-Grundstücke Anderer um ein Billiges aufkaufen kann. Den Hauptschwindel fährt er aber dann mit Oesterreich aus. Der Zoll beträgt dort für reines Petroleum 10 Gulden in Gold. Was thut nun Rothschild? Er läßt kaukasisches Petroleum künstlich verunreinigen und zahlt nun statt zehn ungefähr 2½ Gulden. Die Wieder-raffinade geschieht spielend in der Petroleumraffinerie zu Fiume, die horrende Differenz fließt durch die Kreditanstalt in die Taschen Rothschilbs. In öffentlicher Reichsrathssitzung wurde er wegen dieses Vorgehens ein Betrüger genannt, er hat nicht gewagt, sich dagegen zu verteidigen. Der österreichische Finanzminister aber hat die Abgeordneten gebeten, nicht mit Rothschild ins Gericht zu gehen, weil dann der Staat bei der nächsten Anleihe um so und so viel Millionen geschädigt werde.

Böhmische Kohle ist vom Jahre 1889/90 um 50 pCt. in Preise gestiegen. Der Lohn der Kohlenarbeiter stieg im selben Zeitraum in einigen Gegenden um 10—12 pCt., in den meisten blieb er sich gleich, im Pilsener Becken sank er unter das Niveau von 1889. Die Kohlengrafsen behaupten natürlich, die unerfüllliche Begehrlichkeit ihrer Arbeiter zwänge sie, mit den Preisen in die Höhe zu gehen; und alle Spießbürger glauben es ihnen und schimpfen mit allen Lungenkräften über die verdammten Sozialdemokraten.

Wenn die französische Republik mit allem solches Glück hätte wie mit ihren Prätendenten, könnte sie das Alter Methusalems erreichen. Boulanger hat das Leben eines feineren Ludwig im Auslande den Erbentölpfen französischer Festungsgefängnisse vorgezogen. Plon-Plon ist gestorben und der junge Herzog von Orleans ist mehr als gestorben, er hat sich lächerlich gemacht. Vor einigen Tagen ist er als Lafai verkleidet im Gefolge seiner Geliebten, der Sängerin Melba, nach Paris zurückgekehrt, und die Regierung ließ den Ausgewiesenen mit Absicht ins Verderben rennen und sich unmöglich machen. Ein Lafai als Kaiser der Franzosen, das ist ein Ding der Unmöglichkeit, dazu sind schon die dummen Geldprogen zu stolz.

In Belgien bereiten verschiedene Arbeitergruppen für das Frühjahr Ausstände vor. Uns hat es in Folge dessen schon lange gewundert, daß keine Notizen über Gewaltthaten von Seiten der Arbeiter und Dynamitattentäter durch die Bourgeoisblätter liefen. Nun ist endlich das Gefährliche eingetreten. In Seraing wurde mitten in der Nacht ein mit zwei Pferden bespannter Wagen von einem Polizisten angehalten, und richtig stellte sich heraus, daß man einen Dynamitfang gemacht. Die Begleiter des Wagens wurden allsogleich als landbekannte Sozialisten identifiziert, auf dem Wagen wurden neun Kisten mit 8100 Dynamitpatronen gezählt, und es wurde schnell ausgerechnet, was man damit Alles hätte in die Luft sprengen können: Seraing und halb Lüttich. Und sonderbar! Die Kisten sind nicht einmal verlegt, und auf den ersten Blick sah man, daß sie aus der Fabrik von Alfred Nobel in Hamburg stammen. Jetzt darf man von diesem Herrn nur den Namen des Käufers erfragen und man hat die ganze Verschwörung im Saft. Geschwändigkeit ist eben keine Hexerei, aber Dummheit ist unter Umständen ein Verbrechen.

Wegen Verhöhnung der Religion und der bestehenden staatlichen Einrichtungen wurde ein Unterselundaner durch Beschluß des preussischen Ministeriums ausgeschlossen. Einem zweiten Gymnasialisten widerfuhr dasselbe, weil er an Stelle eines patriotischen Sedenauffages etwas ganz anderes verfaßt hatte.

Es ist jammerschade, daß die Rechnungsbelege für die aus dem Welfenfonds geleisteten Zahlungen ver-

brannt sein sollen. Jetzt bringt ein Blatt die Nachricht, daß auch Herr Krüger, der Kommandant aller Spizel unter dem Sozialistengesetz mit 50 000 Mark bei seinem Abgange bedacht worden sei. Desgleichen der bekannte Ehrenmann Stieber und weitere unbekannte Ehrenmänner. Wessen Name und welche Summe wird nächstens genannt werden? Wer jetzt die Gabe hätte, durch Dächer und Mauern zu sehen, der würde wohl so manchen Heulen und Zähneklappen hören im Kämmerlein: Herr, laß den Kehl vorüber gehen.

Herbert Bismarck soll nach der Meldung eines Pariser Blattes in Monaco über 200 000 Mark im Vaccarat verloren haben. Kling... Kling... Kling... Mir scheint, ich hör' den Klingenbeutel. Küm'm're dich nicht drum, küm'm're dich nicht drum, wenn klingelt der Beutel im Reiche herum.

Einigen guten Witzen haben die streikenden Sackträger in Duisburg gemacht. Ihre Unternehmer fragten sie, weshalb sie denn partout eine kürzere Arbeitszeit haben wollten, und sie antworteten, das thäten sie nur, um den Gesetzen des Staates mehr Achtung und Liebe zu erweisen; sie wollten deshalb weniger lange arbeiten, damit recht viele von ihnen 70 Jahre alt werden und in den Genuß der Altersrente kommen könnten; dann würden doch die bösen Sozialdemokraten nicht mehr sagen können, das Altersversicherungsgesetz komme Niemandem zu gute.

Eine derartige Hochachtung vor den Staatseinrichtungen können wir unseren Genossen nur überall bestens empfehlen.

Auf den bulgarischen Minister Stambulow hat Väterchen ein Attentat machen lassen. Wenn aber die Nihilisten seinem Beispiel folgen, und auch auf ihn ein Attentat machen, so findet er das unberechtigt. Das ist merkwürdig.

Arbeitslohn und Arbeitszeit.

Was der Arbeiter von seinem Unternehmer in Gestalt von Lohn erhält, ist nicht Bezahlung seiner Arbeit, sondern seiner Arbeitskraft.

Diejenigen Leute, welche ein Interesse daran haben, die Sache so darzustellen, als ob Kapital und Arbeit ein Herz und eine Seele sind, verwischen das natürlich; und so kann ein Meister der Nationalökonomie, wie etwa Bismarck, den Ausdruck thun, daß eine verkürzte Arbeitszeit den Lohn verkürzen müsse; sehr einfach, wenn der Arbeiter für den zwölfstündigen Arbeitstag 2 Mark 40 Pf. erhält, so erhält er für den zehnstündigen nur 2 Mark!

In Wirklichkeit verhält sich die Sache anders. Hier steht der Kapitalist, wohlgenährt, mit freundlichem Angesicht, die Hände in der Hosentasche, in der Thür seiner Fabrik und klopft mit seinen Thälern; dort steht der Arbeiter, mit knurrendem Magen, zerrissenen Kleidern, und mit mißtrauischen Blicken die Fabrik mustern.

Der Arbeiter möchte gern arbeiten, um Brod zu bekommen; und da die menschliche Erfindungsgabe eine solche Menge von vorzüglichen Maschinen und Einrichtungen erfunden hat, welche die Arbeit leicht machen und ihren Ertrag verhundertfachen, so wäre gar nicht viel Arbeit nöthig, und er hätte genug und übergenug. Aber leider stehen diese Maschinen und alles andere, was er zur Arbeit braucht, Rohmaterial und so weiter, nicht zu seiner freien Verfügung, sondern gehören dem freundlichen, wohlgenährten Herrn dort.

Mit einer einladenden Handbewegung winkt er unsern Arbeiter zu sich heran. Ihm naht nämlich seine ganze Maschinerie und Fabrik nichts, wenn der Arbeiter nicht zu ihm kommt. Er hatte einen großen Anheim voller Goldstücke; aber da er noch mehr haben wollte, und es noch nicht erfunden ist, daß Zwanzigmarsstücke hecken, so beschloß er, mit diesem Geld eine Fabrik einzurichten. Er kalkulierte nämlich folgendermaßen:

Ich kaufe mir jetzt Maschinen, miethen Arbeitsräume, schaffe mir Rohmaterial an und so fort, alles, was etwa zu einer eingerichteten Baumwollspinnerei gehört. Dann werden die Arbeiter kommen, welche Brod nöthig haben, und deshalb arbeiten wollen. Ich werde ihnen sagen: gut, ich will euch so viel geben, daß ihr leben könnt und ihr müßt dafür mit meinen Maschinen arbeiten; was ihr dann erarbeitet habt, werde ich für meine Tasche erkaufen. Dabei macht er folgendes Geschäft: er muß bezahlen das Rohmaterial, die Maschinen u. s. w., und den Arbeitslohn; er bekommt bezahlt das fertige Produkt das die Arbeiter hergestellt haben, und das ist natürlich viel mehr werth; dieses Mehr, das deshalb auch Mehrwerth heißt, steckt er in seine Tasche und er bewirkt es wirklich, wenn auch auf Umwegen, daß seine Dukaten hecken.

So liegen also die Verhältnisse, während die Beiden sich gegenüberstehen.

Der Arbeiter kommt nun zum Kapitalisten heran und fragt ihn, ob er nicht bei ihm arbeiten kann. Der Kapitalist ist damit zufrieden und schlägt ihm vor, er wird ihm so viel Lohn zahlen, daß er sich Brod, Kartoffeln, alle Festtage auch etwas Fleisch, dann alle zwei Jahre einen neuen Anzug aus der Goldenen Hundert-zehn laufen und die Miete bezahlen kann. Dem Arbeiter ist das zu wenig; aber der Kapitalist, human und ideal gesinnt, wie er nun einmal ist, antwortet ihm: „Ja, Freund, wenn Sie nicht wollen — zwingen kann ich Sie natürlich nicht, ich bin ein Feind jeden Zwanges und ein liberaler Mann; aber für das Geld kriege ich alle Tage zehn Arbeiter, wenn ich nur will.“ Der Arbeiter sieht sich um, und wirklich, von der Landstraße her ziehen

ganze Schaaren verhungerte und verlumpfte Gestalten, elend und eingefallen, die überall schon nach Arbeit gesucht haben, und die froh sind, wenn sie nur ein Loch im Keller haben zum Ausruhen und einen Topf Kartoffeln, um sich den Magen zu füllen. Sie werden ihre Arbeitskraft noch billiger verkaufen, wie er, sie werden mit noch weniger Lohn zufrieden sein; und in seiner Angst nimmt eben der Arbeiter die Bedingungen an, die ihm der Kapitalist bietet.

Jetzt ist das Geschäft geschlossen, und die Ausführung des Vertrages beginnt. Der Arbeiter wandert in die Fabrik, und so lange, wie er stehen kann, muß er arbeiten. Natürlich! Der Kapitalist hat ja seine Arbeitskraft gekauft und bezahlt den Lohn auf Heller und Pfennig, sie gehört jetzt also ihm, und er kann mit ihr machen, was er will. Und je länger die Arbeitszeit ist, je länger die Arbeitskraft thätig ist, desto größer wird der Mehrwerth, desto größer wird sein Profit!

So sehen wir denn überall, wo die kapitalistische Produktionsweise beginnt, eine übermäßig lange Arbeitszeit. Früher, beim feudalen Wirtschaftsbetriebe, wo kein Kapitalist Arbeitskraft kaufen konnte, weil Jedem die Möglichkeit gegeben war, selbst in Besitz der Arbeitsmittel zu kommen, wo also der Arbeiter Herr seiner selbst war, richtete er natürlich seine Arbeit so ein, daß sie ihm den nothwendigen Lebensbedarf lieferte, und ihm außerdem noch Zeit frei ließ, sich des Lebens zu freuen. Von jetzt ab wird die Freude am Leben ein Verbrechen; der alttestamentliche Fluch der Arbeit wird von den puritanischen Bourgeois dem Arbeiter entgegengebrannt, und der Zweck des Lebens ist nun nicht mehr die Freude, sondern die Arbeit, und nicht die gesunde, tüchtige Arbeit, welche den Menschen befriedigt, sondern die zu Tode hegende Fabrikarbeit, welche den Zweck hat, irgend einem brutalen Subjekt den Beutel zu füllen.

Indessen, mit dem Fortschreiten der kapitalistischen Produktionsweise werden den Arbeitern diese Zustände immer unerträglicher, und sie sehen sich nach Mitteln um, sie zu lindern oder zu heben. Das ist nur möglich, wenn sie sich solidarisch erklären. Sie müssen geschlossen vorgehen, denn die Einzelnen sind ja zu schwach. Verlangt der Einzelne mehr Lohn oder kürzere Arbeitszeit, so wirft ihn der Unternehmer einfach auf die Straße, denn draußen stehen Tausende von andern Arbeitern, die gern um diesen Lohn arbeiten. Das darf nicht sein. Wollen die Arbeiter etwas erreichen, so muß Einer für Alle und Alle für Einen stehen.

So vereinigen sich denn die Arbeiter und wissen entweder direkt durch Streiks oder indirekt durch den Druck auf die Gesetzgebung Verkürzung der Arbeitszeit zu erringen.

Eine verkürzte Arbeitszeit hat auch höhere Löhne zur Folge. Freilich nicht, wie man auf den ersten Blick glauben sollte, direkt. Man meint leicht: Wenn die Arbeitszeit etwa von zwölf Stunden auf zehn verkürzt wird, so müssen doch für die zwei Stunden entsprechend mehr Arbeiter eingestellt werden, welche die fehlende Arbeit verrichten. Dadurch wird aber die Zahl der Arbeitslosen vermindert, der Druck auf den Arbeitsmarkt löst nach, und die Arbeiter können höhere Lohnforderungen bewilligt erhalten. Da hat nun die Praxis gezeigt, daß nach jeder Verkürzung der Arbeitszeit in kurzem eine Maschinerie eingestellt wurde, welche schneller ging und also die Arbeiter zu intensiverer Leistung nöthigte, so daß diese Folge der verkürzten Arbeitszeit illusorisch wurde; das Manco wurde einfach durch gesteigerte Leistung der Arbeiter aufgebracht. Höchstens in ganz zurückgebliebenen Branchen, wo noch wenig Maschinenarbeit und viel Menschenarbeit erfordert wird, könnte eine verkürzte Arbeitszeit direkt einen höheren Lohn zur Folge haben. Allein ein indirekter Einfluß auf den Lohn ist unverkennbar überall: je mehr freie Zeit der Arbeiter hat, desto besser kann er sich ausbilden, desto mehr fühlt er sich als Mensch, desto freier und unabhängiger wird er in diesem Bewußtsein. Und da im Lohnkampf dieses moralische Moment eine sehr große Rolle spielt, so giebt ihm das einen großen Vorsprung. Wir sehen ja auch ohne Ausnahme lange Arbeitszeit, niedrigen Lohn und gedrücktes Selbstbewußtsein immer zusammen, und desgleichen umgekehrt, kurze Arbeitszeit, hohen Lohn und starkes Selbstbewußtsein.

Erhöhung des Arbeitslohnes und Verkürzung der Arbeitszeit sind natürlich immer nur Palliativmittel; eine vollständige Erlösung ist erst möglich, wenn das gegenwärtige System überhaupt abgeschafft wird; und deshalb verbinden sich auch schon von Anfang an mit diesem auf das direkt zu Erreichende gerichteten Bestrebungen sozialistische Ideen, welche eine Umgestaltung und Neuorganisation der gesammten Wirtschaftsordnung wollen.

Wie die Dinge gegenwärtig liegen, werden die ersten Bestrebungen immer illusorischer. Die Unternehmerschaft durch die Kapitalkonzentration auf immer weniger Köpfe reduziert, koalirt sich gleichfalls und stellt sich den Kapitalisten gegenüber; außerdem schaffen die Kartelle, welche von jetzt an die beherrschenden Produktionsfaktoren werden, eine derartige unzerstörbare Gemeinschaft zwischen den Kapitalisten, daß man bald nicht mehr wird sagen dürfen: der Arbeiter steht dem Unternehmertum gegenüber; das Unternehmertum ist verschwunden, es giebt jetzt nur noch einen Unternehmer. Eine derartige Einigkeit ist aber bei den Arbeitern nie zu erzielen. Zweitens kommt, für Europa, in Frage, daß es durch Amerika lahm gelegt wird; um mit Amerika zu konkurriren, muß das europäische Kapital die Arbeiter bis aufs Blut auspressen können, sonst unterliegt es. Und da versteht

dungen, welche in dieser Zeit so zahlreich wie nie zuvor in's Leben getreten sind. Jedenfalls ist es sicher, daß die Koalitionsbewegung der Arbeiter keineswegs gleichen Schritt mit der rapiden Entwicklung der Unternehmervereinigungen im letzten Jahre gehalten hat."

Sicherlich ist es dieses Mißverhältnis nicht allein gewesen, welches die unglücklichen Ausgänge der Streiks verursacht hat; gewiß kam auch der Einfluß des wirtschaftlichen Niedergangs dazu. Allein es ist zu bezweifeln, ob sich die Sache auch bei aufsteigender Konjunktur wird bessern können. Wenn nicht alles trägt, so geht es mit der rein gewerkschaftlichen Bewegung überhaupt dem Ende zu.

Allerdings sind schon die Arbeiter selbst auf den Gedanken gekommen, den auf breiter Basis angelegten Unternehmerorganisationen auch umfassendere Arbeiterorganisationen entgegenzustellen. Allein man muß doch da Verschiedenes bedenken. Die Sonne ist bei den Kämpfern nicht gleichmäßig vertheilt; die Unternehmer werden vom Staat unterstützt, die Arbeiterkoalitionen werden geschuriegelt; und je umfassender die Organisation ist, desto mehr Angriffsfläche bietet sie natürlich. Die Unternehmer haben außerdem noch den Vortheil, daß ihre Organisationen ihnen auch anderweitige Vortheile verschaffen; noch stehen sie in den allerersten Anfängen der Ära der Kartelle; in ein paar Jahren wird so ziemlich die ganze Großproduktion getrustet sein; ein solches Band hält natürlich Alles aus, während die Arbeiter doch nur durch ein idealistisches Gefühl zusammengehalten werden; und so hoch man auch den Idealismus der Proletarier stellen mag, die brutalen materialistischen Instinkte sind doch stärker. Endlich muß man aber auch damit rechnen, daß unsere Absatzgebiete sich von Tag zu Tag verengen; so wird der zunehmenden Maschinenproduktion, welche Arbeitskräfte freisetzt, kein Gegengewicht mehr geschaffen in einer zunehmenden absehbaren Produktmenge; die Reservearmee wird furchtbar anschwellen, weit über ihre den Unternehmern an sich nothwendigen Grenzen hinaus. Das bedeutet aber einen beständig verstärkten Druck auf die organisierten Arbeiter, der natürlich auch nur bis zu einem gewissen Grade auszuhalten ist.

Alles in Allem: Der Groschen- und Pfennigekrieg vermittelt der Streiks und gewerkschaftlichen Organisationen wird unmöglich, die Arbeiter werden zu dem großen politischen Kampf um das Ganze gedrängt werden; es wird nicht mehr heißen: mehr Lohn und weniger Arbeitszeit, sondern: politische Macht, damit wir die sozialistische Gesellschaft anbahnen können.

Der Kongress der Possibilisten,

welcher in der vorigen Woche zu Paris stattfand, beschäftigte sich hauptsächlich mit den Fragen des Arbeiterkampfes, der Regelung des Dienstes an den öffentlichen Anstalten und der sozialistischen Propaganda. Nachrichten und eingehenden Berathungen gelangte er zu

folgenden Beschlüssen: 1) Einführung der achtstündigen Maximal-Arbeitszeit; Verbot der Arbeit von Kindern unter 14 Jahren in Privat-Werkstätten; ein Ruhetag in der Woche von 36 Stunden, Festsetzung eines Minimallohnes; Erhaltung der arbeitsunfähig erklärten Arbeiter durch die Gemeinde; Errichtung einer Kommission zur Ueberwachung der sanitären und Sicherheitsverhältnisse an den Arbeitsstätten und des Einhaltens der Arbeitszeit; Ausdehnung der Kompetenz der Vertrauensmänner. 2) Errichtung und Betrieb von Schlächtereien, Mühlen und Bäckereien durch die Gemeinden; Rückgabe der Armenhäuser an die Gemeinden; vollständige Autonomie der Gemeinden bezüglich ihrer Finanzen, ihrer Verwaltung; Versicherung für Krankheit, Arbeitsunfähigkeit, Alter und Arbeitslosigkeit durch die Gemeinde; Verbot des Verkaufes von Gemeinde-Eigenthum durch die Staatsgewalt; Vermehrung der Arbeiter-Syndikate.

Die überseeische Auswanderung.

Die überseeische Auswanderung aus dem Deutschen Reich über deutsche Häfen, Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam betrug

1890	91 925
1889	90 259
1888	98 515
1887	99 712
1886	79 875
1885	107 231

Natürlich wandern diese Leute bloß aus, weil es ihnen zu Hause zu gut geht, und wenn sie in Amerika sind, dann sehen sie erst ein, was sie verloren haben, als sie die Heimath verließen, mit ihren Hungerlöhnen, vertheuerten Lebensmitteln, Polizeischurkeleien, Militärpflichten, Steuern u. s. w.; das haben sie in Amerika alles nicht, die Armen. Ach, wie sehnen sie sich dann nach Hause zurück! Aber dann ist es zu spät!

Ein amerikanisches Urtheil über den deutschen Reichstag.

Ein amerikanischer bürgerlicher Journalist, der Chefredakteur der „Illinois Staatszeitung“, Hermann Koster, weist gegenwärtig in Berlin und schreibt von da aus manch interessante Mittheilung über die Vorgänge in seiner gegenwärtigen Umgebung. Er macht in soweit eine Ausnahme von den übrigen kapitalistischen Zeitungsmenschen, daß er meistens das Kind beim rechten Namen nennt. Den Parlamentarismus kennt er aus dem ff. Reulich stattete er dem deutschen Reichstage einen Besuch ab, den er folgendermaßen schildert:

„Daß das ganze Haus einen fast schätigen Eindruck macht, hätte am Ende nichts zu sagen, wenn die Versammlung selbst den Eindruck machte, daß sie aus Männern bestände, welche sich bemüht sind, die Geschichte der Nation in maßgebender Weise gestalten zu können. Es ist eine Versammlung von Mittelmäßigkeiten, die im besten Falle viel zu reden, aber nichts zu sagen haben. Wie viel oder wenig Werth immer die „Arbeit“ des Reichstags, haben möge, so wird sie nicht im öffentlichen Versammlungssaale, sondern in den Ausschüssen (Kommissionen) gethan. Ist's denn bei uns nicht ebenso? Die ehrliche Wahrheit ist, daß der ganze „Parlamentarismus“, von

welchem man vor einem halben Jahrhundert das Heil der Völker erwartete, zu einer eben Schwammigkeit herabgesunken ist, die Niemanden begeistert, Niemanden überzeugt oder umstimmt. Die leibigenen Angehörigen der Parteien stimmen nach deren Geboten und die Reden, womit sie sich scheinbar einander zu widerlegen, zu überzeugen, oder zu befehlen versuchen, sind alle für die Nag“.

Literarisches.

Anton Tschekow, Russische Leute. Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Eine Sammlung von kleinen, liebenswürdigen Novellen (Wir brachten im vorigen Quartal eine Skizze von Tschekow, die auch in diesem Band enthalten ist). Tschekow gehört ja nicht zu den Großen der russischen Literatur, aber er ist ein feiner Beobachter und ziellicher Künstler, jedenfalls eine sehr amnuthende Erscheinung.

Leo Tolstoi, Echte Gedanken über Staat und Kirche. Berlin, Cassirer & Danziger.

Enthält im Wesentlichen die bekannten Gedanken Tolstoj's, die schon verschiedentlich in unserem Blatt besprochen worden sind. Vielleicht werden wir in einem ausführlichen Artikel die Sache besprechen.

Graf Julius Szapary, Leipzig, Dunder & Humblot.

Eine allerdings wohl nicht sehr objektive Schilderung der Entwicklung des gegenwärtigen ungarischen Ministerpräsidenten, welche einiges ganz interessantes thätigliches Material enthält.

Karl Heinzen, Teutscher Radikalismus in Amerika. Milwaukee, Verl. der Freiheits-Publ. Co.

Karl Heinzen ist als Gegner von Marx verschiedentlich hervorgetreten, so daß man erwartet, in einer derartigen Sammlung von Artikeln einen Mann zu finden, der irgendwie hervorragend ist. Ein Mann, den Marx einer so lebhaften Polemik für werth gehalten hat, kann doch nicht dem gewöhnlichen anfänglichen Mittelmaß des Journalismus angehören. Leider wird man durch die Fülle des Bandes sehr eintauscht. Es sind in demselben lediglich unklare radikale Phrasen zu finden, „viel Gemüth, doch wenig Geist“.

Die „Glühlichter“ werden zum ersten Mal als Zeitschrift erscheinen. Die Nummer wird in fünf Farben kolorirte Illustrationen unseres bewährten Genossen Koskeline enthalten, darunter ein schönes allegorisches Titelbild, ein großes, den Achtstundentag und das allgemeine Wahlrecht behandelndes Doppelbild und ein in eine Cartouche zusammengestelltes Tableau der internationalen sozialdemokratischen Arbeiterpresse. Außerdem einen musikalischen Beitrag (mit Noten) von Genossen Josef Scheu und ausgewählte Beiträge der besten Mitarbeiter. Um rechtzeitig die Auflage bestimmen zu können, wird ersucht, sobald als möglich die feste Bedarfsziffer mitzutheilen. Der Preis dieser Nummer im Einzelverkauf ist diesmal ausnahmsweise in Anbetracht der riesigen Herstellungskosten auf 10 Kreuzer gleich 15 Pfennig erhöht. Bestellungen nimmt die Administration der „Glühlichter“ entgegen, Wien, I. Am Bergel 1.

Das in Lieferungen erscheinende reich illustrierte Werk: „Der große deutsche Bauernkrieg“, von Dr. W. Zimmermann (Zürich, Verlag von J. S. W. Dietz), liegt nunmehr mit dem 26. Heft komplet vor. XVI und 816 Seiten gr. Octav. Brochur: M. 5,20, gebunden M. 9,70.

Von der Reclam'schen Universalbibliothek sind erschienen: Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von E. Grisebach. II. Bd.: Die Welt als Wille und Vorstellung. 2 Bde. Der zweite Band der billigen und guten Schopenhauerausgabe, welche wir als Einführung in das philosophische Studium Allen empfehlen können, obgleich wir allerdings warnen müssen, sich dem System zu sehr hinzugeben. — Briefe v. Goethes Mutter. Mit einer Einleitung Christiane und Goethe neu herausgegeben von Stein. Die Briefe von Goethes Mutter sind eine Perle der deutschen Literatur und stehen in ihrer Natürlichkeit einzig da. — U. Ohnet, Gräfin Sarah-Schauspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von R. Scheffler. — Mikszath, Der Zaubertastan. Roman aus dem Ungarischen von Szilvai.

Große öffentliche Versammlung für Frauen und Männer

am Sonntag, den 5. April, Abends 6 1/2 Uhr, in Schmiedels Festsaal (Orpheum), Alte Jakobstr. 32.
Tagesordnung: Vortrag des Herrn Dr. Lütgenau. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.
Nachdem: **Geselliges Beisammensein.**
Im Auftrage: **Der Vertrauensmann.**

Sozialdemokratischer Wahlverein des sechsten Berliner Reichstags-Wahlkreises. General-Versammlung

am Dienstag, den 7. April, Abends 8 Uhr, im Saale der „Norddeutschen Brauerei“, Chausseestr. 58.
Tages-Ordnung: Abrechnung vom 1. Quartal 1891. 2. Neuwahl des Vorstandes. 3. Vortrag des Genossen Ferd. Ewald aus Brandenburg. 4. Diskussion. 5. Verschiedenes und Kragekasten.
Der Vorstand.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Soeben erschien Heft 12:

Die Entwicklung der Geschichtsauffassung bis auf Karl Marx.

Von **Gerhard Brause.**

48 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen. Bestellungen richtet man an die bekannten **Kolporteurs** oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“

Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. **Hoher Rabatt.**

Dem jungen Ehepaare **Dimmick** zu ihrem heutigen Hochzeitstage die herzlichsten Glückwünsche.
Die Klique aus dem „Lukigen Stiefel.“

Mein seit einem Jahre bestehendes **Barbier-Geschäft** ist wegen Umzug nach außerhalb sofort oder später zu verkaufen.
B. Witte,
31, Wienerstraße 31.

Achtung Bäcker!
Wir warnen unsere Kollegen, sich nicht verleiten zu lassen nach Wien zu kommen, da wir in Unterhandlungen mit den Meistern stehen. Sollten unsere gerechten Forderungen nicht bis zum 16. April bewilligt sein, so sind wir fest entschlossen, in den Sozialkampf einzutreten. Deshalb ist Zutritt streng fernzuhalten!
Das Lokomitee. E. Kleedorfer.
NB. Eventuelle Unterstützungen sind an die Redaktion der „Bäcker-Zeitung“, Wien, Fünfhäus, Neubaugürtel 44, zu senden.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den fünften Berliner Reichstags-Wahlkreis.

General-Versammlung

am Dienstag, den 7. April, Abends 8 Uhr, im Lokale Gypstr. 3.
Um zahlreichen Besuch bittet
Der Vorstand.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

VON

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle, verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Porzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Unserem Freunde und Parteigenossen **Aug. Decker** zu seinem heutigen Wiegenfeste ein **kräftiges Hoch**, daß der Bau bis in seine Grundmauern wackelt.
Seine Parteigenossen
vom Van Oranienburgerstr. 54.

Achtung Moabit!

Allen Parteigenossen von Moabit empfehle meine neu eingerichtete

Expedition für sammtl. Arbeiterblätter.

Prompte und billige Lieferung sichert den Genossen zu

A. Schiefel,

Guthnowskystraße 8.

Allen Freunden und Parteigenossen zur Nachricht, daß ich am 1. April das **Schönfeld'sche Weiß- und Bairisch-Bier-Lokal** mit Vereinszimmer käuflich übernommen habe. Um Zutritt bitte **Wilhelm Grube**, Mariendorferstr. 10. Beiträge zum Wahlverein u. Arbeiterbildungsschule werd. nach wie vor entgegengenommen.

Agitations-Nummern der „Berl. Volks-Tribüne“ stehen unseren Freunden gratis zur Verfügung.

Zuständliches Quodlibet

Winter: etwas hart und länglich;
Kohlen: etwas unerschwinglich;
Steuern: etwas überschwänglich;
Kunst: ein bißchen langweiliglich;

Kunster: etwas eigenständig;
Jesuit: etwas bedräulich;
Bankaffäre: etwas flüchtig;
Handelsnotung: etwas gräulich;

Reich: ein bißchen übersteuert;
Bolschewistik: etwas spärlich;
Reichstag: etwas angefüllt;
Kriegsabdichtung: etwas schwermütlich;

Sitten: etwas rieselbüßig;
Nächstenliebe: etwas kleinlich;
Biederer: etwas schuftig;
Wahrheit: etwas unwahrscheinlich;

Eltern: etwas kinderförmig;
Kinder: etwas altersschwächlich;
Zehntes Heer: etwas gefräßig;
Bürger: etwas nebensächlich;

Staatsweisheit: etwas willkürlich;
Freiheit: etwas unterdrücktlich —
Allgemein jedoch natürlich
Gede: himmlisch, Völker: glücklich!

III.

Die Nihilistenjagd

oder: Wie ein wirklicher Geheimer Rath Prügel bekommt.

Von Schtschedrin Aus dem Russischen von Paul Stjepanski.
(3. Fortsetzung.)

Weiter! Weiter!

„Er“ war offenbar ein Philosoph und unterzog sich der Mühe, uns zu überzeugen und zu belehren.

— Wir scheinen es, meine Herren, — sprach er, — daß Sie in Ihrem Verfolgungswahn auf eine ganz falsche Fährte gerathen sind. Wenn Sie in dem Interesse, welches wir dem Fortschritt der Wissenschaft widmen, eine der Gesellschaft drohende Gefahr sehen, so denken Sie, glaube ich, von dieser Gesellschaft schlechter, als sie es verdient!... Sind denn in der That die Fundamente der bürgerlichen Gesellschaft so schwach, daß sie den Ansturm der neuen Ideen nicht den geringsten Widerstand leisten kann, daß es vor allem das Interesse für diese Ideen ist, vor dem sie bewahrt und beschützt werden muß? ... Warum denken Sie, daß die Finsterniß, die Barbarei das einzige Mittel sind, die Gesellschaft zu erhalten? Warum sind es gerade die edelsten Menschen, welche den Muth haben, eine eigene Ansicht zu haben und auszusprechen, warum sind es gerade diese Menschen, die bei jeder neuen Verwirrung Ihrem Nihilismus zum Opfer fallen? Sie müssen doch selbst zugeben, daß man eine solche Erscheinung einzig und allein durch die tiefe Verachtung erklären kann, welche Sie gegen die Gesellschaft und gegen sich selbst empfinden.

Ich hörte mit Interesse zu. Wie sollte ich auch nicht?! Au fond il y a du vrai dans tout ceci... Manchmal treiben wir es mit der Verfolgung aller Bildung zu weit. Es ist, als wollten wir der ganzen Welt zeigen, daß das Lernen nur für die Schuljungen gut ist, daß man damit aufhören soll, sobald man die Schulbank hinter sich hat.

Ich mußte unwillkürlich leise aufseuzen, als ich daran dachte.

Der Philosoph fuhr fort:

— Nehmen wir jedoch an, daß die Bildung wirklich Schaden bringt; jedenfalls ist es in diesem Falle ein Schaden, der sich nur einigen wenigen fühlbar macht; Schaden, der sich nur einigen wenigen fühlbar macht; in die Massen des Volkes kann er ja nicht eindringen. Sie sagen: Unsere Gesellschaft kann nur glücklich sein, so lange sie in dem Zustand der Barbarei verharrt. Nun gut! Woraus entnehmen Sie denn, daß die Gesellschaft in ihrer Barbarei so sehr empfänglich ist für das Eindringen der Bildung? Zweitens aber: Ist die Gesellschaft wirklich so tief verwildert, so sehr in Gedankenlosigkeit versunken, daß sie die Finsterniß, die Gedankenlosigkeit für die beste Bürgschaft ihrer Ruhe, ihres Glückes halten sollte? Wie wollen sie dann jenen unabweislichen Bildungsdrang erklären, der angeblich so stark und so gefährlich ist, daß zu seiner Zurückhaltung außergewöhnliche Maßnahmen nöthig sind?

Es war wirklich eine Lust, den Mann anzuhören; er fuhr fort:

— Eins von beiden ist also nur möglich: entweder verlangt die Gesellschaft nach Bildung und ist im Stande, sie zu ertragen, oder sie verabscheut die Bildung, — und wird in diesem Falle selbst stark genug sein das Palladium ihrer Unwissenheit zu schützen; sie wird selbst stark genug sein, ihr Anrecht auf die Immunität gegen Bildung und Gesittung zu wahren. Um das Wohl der Gesellschaft so sehr besorgt sein, zu seinem Schutze künstliche, aber nicht immer gerade schlaue und gut durchdachte

Mittel in Anwendung bringen, — das heißt ja nichts anderes, als diese selbe vielgeliebte Gesellschaft unnütz in Aufregung versetzen, als ihr die Möglichkeit geben, Sachen zu hören und zu sehen, die sie niemals gehört und gesehen hätte, durch die sie nur noch mehr revolutionirt wird. Das sind die Wirkungen Ihres Dienstes!...

Mir wurde es immer angenehmer zu Muth, wie er so sprach. Ich dachte nur: Ach, wie gut wäre es, wenn alle so dächten, wie er! Wenn doch alle einsehen wollten, daß es viel besser wäre, sich so zu verhalten, als ob es keine Bildung gäbe, anstatt diese so eifrig zu verfolgen... Bildung!... Ha! Was heißt: Bildung? Parlez moi de ça! Qu'est que c'est, que votre „Bildung“ et où avez vous été péché cet animal — là!)

Das ist meiner Ansicht nach, die einzige Meinung, welche eine wahrhaft vorsichtige und um das Wohl ihrer Unterthanen besorgte innere Politik von der Bildung haben sollte!

„Er“ aber sprach noch weiter:

— Zuletzt kommen wir aber zu dem Schlusse, — und das muß man sich sagen, wie schwer es einem auch fallen mag! — Daß man ganz ohne Bildung doch nicht gut auskommen kann; daß die Völker, welche mit Verachtung auf die Bildung herabsehen... Er hielt inne und brach plötzlich ab: er bemerkte offenbar, daß ich „ihm“ mit Vergnügen zuhörte...

— Gehen wir! — sagte er und setzte seinen Hut auf. Mar—r—sch!

Ich habe bemerkt, daß die Frauen im Unglück niemals so standhaft sind, wie die Männer: sie weinen sofort, oder — machen irgend eine Dummheit. Gewöhnlich sind sie sehr prahlerisch und vertheidigen in unerschämter Weise die Ansichten, die ihnen eingepazt worden sind; handelt es sich aber um ihre wirklichen, eigenen Ansichten, dann werden sie verlegen und sehen verschämt zur Seite. So gerathen sie z. B. außer sich vor Eifer, wenn sie über das Eigenthumsrecht sprechen, oder über die Familie, als Grundlage des Staates, — oder überhaupt über alles, was sie persönlich nichts angeht. Man soll aber einmal versuchen, mit Ihnen z. B. über die Liebe zu sprechen!...

— Sie sind eine kleine Nihilistin, mein Täubchen? Ja? fragte ich einmal ein hübsches Mädchen, das sich am Buckle halb verrückt gelesen hatte.

— Und Sie sind ein Schuft, mein Täubchen! erwiderte sie und meinte wohl, mir mit diesem Schimpfwort sehr weh zu thun.

Das ist ein Beispiel weiblichen Leichtsinns! Ich nenne sie eine „Nihilistin“ und sie wirft mir einen „Schuft“ an den Kopf. Sie beargwöhnt nicht, daß in dieser Zusammenstellung der beiden Begriffe mein ganzer Triumph liegt, daß sie mit ihren lieben, süßen Lippen selbst bestätigt, daß die Begriffe „Nihilistin“ und „Schuft“ eins und dasselbe bedeuten...

Ich machte sie auf diese logische Schlussfolgerung aufmerksam; sie versuchte, ihre Worte anders zu deuten, verwickelte sich aber in immer größere Widersprüche.

— Nein, das habe ich nicht gesagt! erwiderte sie sich: „Nihilismus“ und „Schuftigkeit“ haben mit einander nichts zu thun. Der Schuft — sind Sie!

Sie war so schön, wie sie sich so ereiferte und ärgerte, daß ich sie am liebsten hätte küssen mögen...

— Warum bin ich denn aber kein Nihilist? fragte ich.

— Weil Sie ein Schuft sind — ein Schuft, ein Schuft!

Prächtig!...

Und welches sind Ihre Ansichten über die Liebe? fragte ich.

Sie verlor alle Fassung vor Muth... Ich habe schon oft die Beobachtung gemacht, daß „sie“ diese Frage nicht gern beantworten und aufhören, liebenswürdig zu sein, so oft sie ihnen vorgelegt wird.

— Nun gut! Meinnetwegen! Sagen Sie mir wenigstens, was man unter Kommunismus versteht?

— Kommunismus, antwortete sie eifrig, ist eine in der Weise eingerichtete Gesellschaft, daß kein einziges Glied der Gesellschaft etwas besitzt, was es sein Eigenthum nennen könnte, ist eine Gesellschaftsform, in der alle Glieder derselben für die zur Produktion der Güter geleistete Arbeit ein gleiches Anrecht erhalten, die produzierten Güter zu benutzen.

— Um... die Faulen, ebenso wie die Fleißigen.

— Fauler giebt's in der Kommune nicht.

— Sehr schön! Ich möchte doch aber gar zu gern erfahren, was Sie über die Liebe denken.

— Ich sagte Ihnen ja schon: Sie sind ein Schuft! War das nicht leichtsinnig von ihr? Aber so sind sie alle! Sie sind zu Opfern bereit, sind bereit ihr Leben in die Schanze zu schlagen, wenn es sich darum handelt ihr „Prinzip“ zu wahren, wie sie es nennen — nennt man aber dieses „Prinzip“ beim richtigen Namen, dann

*) Lassen Sie doch diesen Unsinn! Was wollen Sie nur immer mit dieser Ihrer „Bildung“ und wie haben Sie dieses Ding ausfindig gemacht?

sind sie mit Thränen oder mit Schimpfworten gleich bei der Hand!...

Ma—r—sch!

Ein andermal ging es noch heißer zu.

Ich saß zusammen mit einer hübschen Nihilistin (wie gut ihnen die frei herabwallenden Locken, die kurzen Kleider stehen, wie hübsch sie aussehen!) und bewies ihr, mit dem Degen und den Sporen klirrend, daß die Beschäftigung mit der Anatomie einem gut erzogenen Mädchen übel ansehe, und daß sie in den Lehrplan nicht aufgenommen werden dürfe.

— Warum denn? fragte sie mich ziemlich unverschämt.

— Deshalb, weil die Anatomie ihre leicht erregbaren Gefühle reizen kann, mein liebes Täubchen! erwiderte ich!

— Sagen Sie lieber, daß die Anatomie nur den aufregen kann, der keine Zeit und Lust hat, an anderes zu denken, außer an Schweinereien!

— Na, na! Gleich: „Schweinereien!“ Es kann doch aber sehr leicht zum „Lieben“ kommen!...

Ich gestehe, ich ging vielleicht zu weit! Durch das Gesprächsthema aufgeregt, durch die Schönheit der Patientin bezaubert, durch die kurzen Röcke, unter denen ein wundervolles Fräulein kokett hervorguckte, angezogen, ließ ich mich verleiten, mich ihr vielleicht ein wenig zu sehr zu nähern...

Ich wollte sie schon um die Taille fassen, da... Puff... hatte ich eine Ohrfeige bekommen! Sage du selbst, geneigter Leser, war das nicht auch unvorsichtig? Sie predigen die freie Liebe und wenn man ihnen den Vorschlag macht, ihre Worte zu bethätigen, dann...

Mar—r—sch!

Ach, wie fährt ich mich nur damals auf!

„Sie“ saßen an einem großen Tische und machten Karton-Schächtelchen. Aus irgend einem Grunde erschien mir das im höchsten Grade empörend. Hätte ich mich aber mit diesem Gefühl begnügt! Aber nein! Ich hielt es für nöthig, die Kleider der Mädchen zu durchsuchen. O! Wie führte ich mich damals auf!

Der Leser wird mich vielleicht fragen: Wer erlaubte uns, in dieser Weise zu bummeln? Wo blieben die Behörden, die es doch hätten verhindern können?

Darauf kann ich nur eins antworten: Der Bär war aufgemacht. So lange der Bär auf seinem Lager liegt, urd sich die Tagen ableckt, da haben die Behörden leichtes Spiel mit ihm. Mit einem Stück Fleisch kann man ihn aus seinem Versteck loden und ihn sogar zum Tanzen bringen. Schlimm wird es erst, wenn er zu brummen anfängt... dann giebt es keine Macht, die ihn befähigen könnte.

Mein Ruhm wuchs von Tag zu Tag. Meine Thaten wurden überall gerühmt... Ich vollführte sie selbst, aus eigener Initiative, ohne Jemandes Befehl und Hilfe. Das war großartig... Das war nicht bloß großartig, das war einfach — übermenschlich. So groß ist aber die Macht der Selbsterhaltungsidee! Sie verleitet dem gewöhnlichsten Sterblichen, wenn er nur kein Herz und keine Seele hat, Löwentralen. Unwillkürlich wurde es mir schwindelig vor lauter Enthusiasmus. In meinen Träumen erschien ich mir als der Gegenstand begeisterter Ovationen. Ueberall wurden Toaste auf mein Wohl ausgebracht; in allen Gasthäusern des russischen Reiches wurde ich mit Champagner traktirt, überall wurden mir neue, und immer wieder neue Erfolge gewünscht, aus allen Ecken und Enden erhielt ich Beglückwünschungs-Telegramme. Ich war ganz Feuer und Flamme, ich glühte, ich brannte vor Arbeitslust, ich war immer kampfbereit. Ich konnte einige Tage hintereinander wüthen, ohne etwas zu essen und zu trinken. Meine Augen strahlten und wurden ganz roth und rund, der Haß in meinem Herzen entbrannte immer stärker, so daß ich sagen kann: er ist es allein gewesen, der mich noch auf den Beinen erhielt. Oft kam es wie eine Offenbarung über mich: ich witterte und fand Nihilisten dort, wo andere nur wirkliche geheime Räte vermutheten! Andererseits aber verhinderte mich oft diese Exzesse, klar zu sehen, daß es unter den vielen, mannigfaltigen Formen, unter denen der Nihilismus und die Nihilisten erscheinen, einige giebt, an denen man vorzichtshalber am liebsten vorübergeht, ohne sich genauer mit ihnen zu befassen. Besondere Schwierigkeiten machen Etnem die Formen des Nihilismus, die sonst unter dem Namen „wirl. geh. Rath“ allbekannt sind.

Die Ovationen dauerten fort, Champagner floß nur so in Strömen, die Leiermänner spielten in den Gasthäusern, es gab aber schon Kreise, in welche die Zeit des Verraths bereits einzudringen begann. Man raunte sich hier und da in's Ohr, que je suis trop entier, daß meine Ueberzeugungen allzu grelle Farben, allzu scharfe Umrisse annehmen, allzu rücksichtslos bethätigt zu werden beginnen: das sei auch nicht gut, weil ein Mensch, der sich in seinen Handlungen durch irgend welche Ueber-

*) „Daß ich zu eifrig bin.“

zeugungen bestimmen lasse, sei er auch noch so sehr dem Nihilismus feindlich gesinnt! sich zuletzt dennoch zu den neuen Ansichten allmählich so bekehre, daß er urplötzlich, ohne etwas zu ahnen, mitten im Nihilismus über-raische. —

Eine unheimliche Ahnung beschlich mein Herz, ich fühlte, daß die Gerüchte nicht ganz unbegründet sein mußten, daß mir eine große Gefahr drohte und daß meiner glänzenden Thätigkeit ein jähes Ende bereitet werden sollte. Ich gab mir Mühe, mich zu bessern, gab mir Mühe, mich über alle Vorurtheile einer eigenen Ueberzeugung zu erheben; die Schlaflosigkeit und die künstlichen Mittel, die ich anwenden mußte, um meinem Körper die Mäßigkeit zu erhalten, ließen mich jedoch keine nennenswerthen Erfolge in der bezeichneten Richtung erreichen. Kaum machte ich mich wieder an meine Arbeit, so hatte mich der Dämon des Hasses auch schon ganz in seiner Gewalt. Die Augen rötheten sich, in den Ohren summt es einem, die Hände zittern, das Gesicht wird von krampfhaften Zuckungen erfaßt!

Der Tartare war doch noch ganz anders, als ich! Den konnte man gar nicht genug loben! . . . Der kommt, spricht kein Wort, sieht sich um, packt den Kunden am Arm und geht! . . . Der schläft ruhig den ganzen Tag und „arbeitet“ in der Nacht! . . . Was aber das Wichtigste ist: der trinkt nie einen Tropfen Schnaps! — Ich aber!! . . . (Fortf. folgt.)

„Cäsars Column.“

II

Als Gabriel Weltstein, das Grünhorn aus Uganda, Afrika, den Kutscher des Fürsten Cabano durchgeläutert hatte, fühlte er sich gedrungen, die Insassen des Wagens, zwei Damen, die über den Vorfall natürlich sehr erschrocken waren, um Entschuldigung zu bitten und ihnen rasch den Hergang zu erzählen. Die jüngere der beiden Damen sah ihn dabei recht treuherzig an und erwiderte, er habe recht gethan.

Es läßt sich denken, daß dies einen recht wohlthuenden Eindruck auf Gabriel hinterließ und seine Neugier, etwas über die Dame zu erfahren, anfachte.

Der Einzige, dem er sein Herzensgeheimniß anvertrauen konnte — schwächern und unvollständig natürlich — war sein neuer Freund Maximilian Petion.

„Haben Sie eine Ahnung, wer die zwei Damen in der Kutsche waren?“

„Wahrscheinlich ein Paar von den Maitressen des Fürsten Cabano.“

Das wollte unserem Gabriel freilich nicht einleuchten; wenigstens nicht so weit es „Diejenige, welche“ betraf; denn er hatte mit einem einzigen Blick erkannt, daß sie eine unschuldige Seele sei.

Maximilian gewahrte bald, daß Gabriel ein tieferes Interesse für das junge Mädchen hege und zog daher sofort beim Informationsbureau seiner „Brotherhood of Destruction“ Erkundigungen mittels Schreiblephons ein.

Nach einer Weile kam folgende Antwort:

„Beide Damen gehören zu Fürst Cabano's Haushalt; die ältere ist die Lieblings-Maitresse des Fürsten und die jüngere, Fräulein Estella Washington, 18 Jahre alt, wurde erst kürzlich für das Palais Cabano's als Gesellschafterin einer älteren Dame angekauft. Estella selbst hat noch keine Ahnung von ihrer Bestimmung; sie ist ein mit den Dingen dieser Welt völlig unbekanntes Kind und weiß nicht, daß sie so verbrecherisch verschachert worden. Estella, die Tochter frühverstorbenen nobler Leute aus einer Seitenlinie des ersten Präsidenten der Republik, wurde von einer Tante, der schlechtbelaumdeten Wittwe eines Bruders ihres Vaters, adoptirt und erzogen und vor einigen Wochen an den Haushofmeister des Fürsten Cabano für des letzteren „Haushalt“ um den Preis von 5000 Pfund Sterling abgeliefert.“

Gabriel schreit vor Schmerz auf: „Dieses Kind müssen wir retten!“

Maximilian ist damit einverstanden; die Rettung wäre möglich, da der Haushofmeister ebenfalls zum geheimen Bund der „Brotherhood of Destruction“ gehört.

Es erfolgt ein Besuch von Maximilian und Gabriel im Palais Cabano; der Haushofmeister läßt Estella in sein Bureau kommen und die junge Dame wird über den Verrath, dessen ihre Tante schuldig, informiert. Die eigenhändige Quittung der Letzteren über den Empfang der 5000 Pfund Sterling für den Verkauf der Rechte giebt den Ausschlag als Beweismittel.

Man berathschlagt nun einen Fluchtplan für Estella; aber ehe derselbe zur Ausführung gelangt, hat das tapfere Mädchen schwere Stunden zu bestehen; denn Fürst Cabano befiehlt Estella in sein Kabinett und sie weigert sich, zu kommen. Ihr Zimmer wird gestürmt und sie tödtet mit einem vergifteten Dolch, den ihr Maximilian für alle Eventualitäten gegeben, den Ersten, der in ihr Gemach dringt.

Nach vielen Fährnissen gelingt endlich die Flucht der jungen Dame; Maximilian's Mutter nimmt sie als Tochter auf.

Maximilian ist das dritte Mitglied des aus 3 Mann bestehenden Executiv-Comites der „Brotherhood of Destruction“.

Präsident ist — wie schon gesagt — Cäsar Comellini; ein ehemaliger Farmer, der durch Wucherer von Haus und Hof verjagt worden. Als Vizepräsidenten lernten wir einen verkrüppelten, russischen Juden kennen, die eigentliche Seele der Executive. Als Sekretär fungirt unser Maximilian Petion. Er ist jung, reich und hochgebildet. Sein Vater war ein sehr vermöglicher Privat-

gelehrter, der sich der Arbeiterfrage gewidmet. Dafür wurde er von der herrschenden Klasse verfolgt und in einen Civilprozeß verwickelt, in welchem gedungene falsche Zeugen ihn des „Meineids“ bezichtigten.

„Zwanzig Jahre Zuchthaus“ waren die Folgen für ihn.

Dies führte den Sohn der „Brotherhood of Destruction“ zu; er kannte nur ein Ziel, eine Lebensaufgabe, das an seinem Vater begangene Verbrechen der Aristokratie zu rächen; die Revolution herbeiführen zu helfen, um den Vater zu befreien. Er war von der Gerechtigkeit der Sache der Arbeiter überzeugt, aber ohne das Schicksal, das seinen Vater getroffen, stünde er jedenfalls nicht an der Spitze der Revolutionäre.

Nach und nach erfahren wir, daß Maximilian Petion nur sein angenommener Name ist, unter welchem er in der Vorstadt wohnt; in der inneren Stadt haust und verkehrt er unter seinem wahren Namen Arthur Philipps, und zwar unter der Maske eines halb herabgekommenen Bummlers, um die Aufmerksamkeit der politischen Detectives der Aristokratie von sich abzulenken.

Auf Gabriels Frage, warum er nicht lieber eine „Brüderschaft der Gerechtigkeit“, als eine „Brüderschaft der Zerstörung“, fördere, erwiderte Maximilian:

„Du bist mit deiner Frage um 100 Jahre zu spät auf die Welt gekommen. Vor 100 Jahren konnte die Welt noch durch Gerechtigkeit gerettet werden; heute giebt es nur Ein Mittel: Zerstörung.“

Gabriel repliziert entsezt:

„Sprich nicht so! Was bedeutet Zerstörung? Die Vernichtung alles Dessen was menschliche Intelligenz in tausend Jahren aufgespeichert hat. Ein Zusammenbruch der Welt; ein Tag des jüngsten Gerichts; ein Tag des Feuers und der Asche; Vernichtung alles Lebens, aller Schöpfungen von Kunst und Wissenschaft; das Loslassen aller grausamen, brutalen, dämonischen Instinkte. Schrecklicher Gedanke daß diesen armen, hoffnungsberaubten Arbeitern, diesen gefesselten Sklaven irgend Etwas, was die Thore ihres Gefängnisses sprengen könnte, willkommen wäre, sogar ein Erdbeben, das den Planeten zerstörte. Von diesen ärmsten Geschöpfen wundere ich mich das nicht. Aber du bist ein gebildeter Mann und kennst den Werth der Civilisation. Weißt du kein Mittel, den Tag des Jornes abzuwenden, um die Zivilisation zu retten?“

Maximilian: „Ich habe auch darüber manchmal nachgedacht, weil ich anfänglich vor dem „Welt-Zusammenbruch“ zurückschrak. Aber Thatfachen sind stärker als Ansichten. Es giebt Brände, die mit ein paar Eimer Wasser gelöscht werden können, und wieder andere, gegen welche keine Kühnheit und kein Geschick der geübtesten Feuerwehr aufkommen kann. Vor 200 Jahren hätte weise Staatsmannskunst den Uebeln, unter denen wir jetzt leiden, vorbeugen, vor 100 Jahren eine riesige Anstrengung aller guten Menschen das Unglück noch abwenden können; jetzt aber prasselt das Feuer bereits durch alle Thüren; das Dach kracht, die Mauern wanken; keine Macht kann das Gebäude mehr retten, es muß zu Asche werden. Es hätte keinen Zweck, wenn wir uns in die Flammen stürzen wollten; wir würden nur umkommen, ohne die Welt zu retten. Unsere Vorfahren waren blind und herzlos, sie haben es so weit kommen lassen; auf ihren Gräbern wachsen zwar Blumen, aber uns haben sie Sturm und Wirbelwind als Ernte hinterlassen.“

„Im Uebrigen — Du hast die Arbeiterversammlung heute Abend genau beobachtet und bist der Diskussion gefolgt. Denst Du, daß diese Leute fähig sind, die delikate Aufgabe zu übernehmen, die desarrangirte Welt wieder einzurichten? Erinnerere Dich, was Einer vorhin in seiner Rede sagte: „Im Allgemeinen ist der Arbeiter rechtschaffen, aber es giebt zu viele, deren Geist zerrüttet und deren Magen so ausgehungert ist, daß sie der Versuchung der Bestechung durch ein Zehndollarbillet nicht widerstehen können, und für 100 Dollar würden sie ihre Seele verpfänden. Es ist allerdings nicht ihre Schuld, sondern der Kreaturen, welche die Welt beherrschen und sie dahin brachten.“

„Aber alle reichen Leute werden doch nicht so schlecht sein, wie Fürst Cabano“ — warf Gabriel ein.

„Nicht? Die Besten würden Dich für Deine etwoige Mühe, sie überzeugen zu wollen, wahrscheinlich zu hängen wünschen. Denst Du, daß die bereit wären, auch nur auf ein Zehntel ihrer Genüsse zu verzichten, um ihren Mitmenschen das Leben zu erleichtern? Du kennst diese Sorte aber schlecht. Was Du heute Abend in der Arbeiter-Versammlung über Christenthum und Religion gesprochen hast, ist ganz hübsch, aber die oberen Klassen halten davon nichts. Um Dich übrigens gründlich von der Thorheit zu kuriren, daß diese Leute auch nur eine Spur von Religion in Deinem Sinne besitzen, wollen wir Sonntag in eine fashionable Kirche gehen und die Predigt des vornehmsten und berühmtesten Geistlichen hören.“

Gabriel beschreibt seinem Bruder Heinrich den Besuch (mit Maximilian) in der Kirche der New-Yorker Aristokratie am Sonntag Vormittag:

„Uniformirte Platanweiser und Thürsteher empfangen die Eintretenden, um ärmlich gekleidete Leute zurückzuweisen, falls solche es wagen sollten, hinzukommen. Diese Palaisartige Kathedrale ist ausschließlich ein Sonntags-Klubhaus für die Reichen. Die Vorhalle zierte eine reiche Sammlung herrlicher Statuen nackter Frauen und Männerchönheiten ohne historische Bedeutung, und das Innere der Kirche eine große Galerie von Gemälden desselben Genres. Die Sitze sind hochelegant und weichgepolstert.“

„Als wir eintraten, führte uns der Usher in eine Reihe, in welcher bereits eine Dame saß; sie war hübsch, blickte uns lähn an und lächelte ein wenig. Man sang Etwas — ich kann es nicht eine Hymne nennen; es behandelte „das Schöne und das Gute“, oder so etwas Ähnliches. Inhalt und Musik war recht lieblich, aber keine Anspielung auf Gott, Religion oder irgend etwas vom heiligen Charakter war darin zu finden.“

„Dann trat der Prediger auf, Professor Odyard, einer der bedeutendsten Philosophen seiner Zeit, aber, wie Maximilian mir sagte, ein grundsätzlicher Keel.“

„Er begann seine Predigt mit einem wissenschaftlichen Bericht über die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Mikroben-Untersuchungen in Deutschland, sprach über Bakterien und Bazillen und gab eine Uebersicht über den Stand dieses Wissenschaftszweiges. Nach den ausländischen Erfindungen, Entdeckungen und wissenschaftlichen Beobachtungen kamen die neuesten inländischen an die Reihe, dann eine Besprechung der wichtigsten letzten Erzeugnisse der Kunst und Literatur, und so lieferte er den Anbächtigten eine ziemlich gründliche Revue der jüngsten Fortschritte des Wissens und Könnens.“

„Endlich berührte er das direkte Verhältniß des Menschen zur Natur.“

„Seht — sagte er — die Natur ist ebenso erbarmungslos, wie fruchtbar. Betrachtet z. B. das niedrigste Geschöpf, die Feldmaus. Wie fein ist ihre anatomische Konstruktion! Wie gütig war die Natur, die Feldmaus mit allen nur denkbaren Mitteln des Schutzes auszustatten: helle Augen, scharfe Ohren, schnelle Füße. Und doch hat diese gütige Natur noch eine, und zwar größere Kreatur in die Welt gesetzt, und ihr die Fähigkeit verliehen, der Feldmaus aufzulauern und sie in Stücke zu zerreißen; und das größere Thier besitzt eben so vollkommene Eigenschaften, wie die Feldmaus: Augen, die im Dunkeln sehen, Zähne und Klauen zum Zerreißen, Muskeln zum Springen, Geduld zum Warten, und einen Magen, der nach dem Blut der unschuldigsten Mitgeschöpfe brummt.“

Und was mögen wir daraus lernen? Daß der Plan der Natur nothwendigerweise Grausamkeit, Leiden, Ungerechtigkeit, Zerstörung, Tod in sich schließt.

Eine gewisse philanthropische Richtung — glücklicherweise heute nicht mehr so zahlreich vertreten, wie in früheren Zeiten — wollte uns die Lehre aufbürden, daß die Menschen nicht glücklich sein können oder sollen, wenn ein Theil der Mitmenschen sich im Elend befindet, daß wir unsere Vergnügungen einschränken sollen, um es Andern komfortabler zu machen u. s. w. Aber, meine Freunde, predigt die Natur diese Lehre etwa der Katze, wenn Letztere der Feldmaus nachstellt und sie frißt? Nein, die Natur versteht die Katze mit den Eigenschaften, die sie für das Mordwerk befähigt.

Wenn die Natur nun in ihrer unendlichen Fruchtbarkeit Millionen menschlicher Geschöpfe erzeugt, für die kein Platz auf der Erde ist und keine Lebensmittel — was geht das uns an, meine Freunde? Wir haben jene Menschen nicht geschaffen; wir haben die Natur nicht gebeten, sie zu schaffen, es ist daher Aufgabe der Natur, sie zu füttern, nicht meine und nicht Eure Aufgabe.

Sind wir besser oder weiser als die Natur? Dürfen wir über die große Mutter Natur einen Tadel verhängen, indem wir für Diejenigen sorgen, welche sie im Stiche gelassen hat? Wenn die Natur wollte, daß alle Menschen glücklich sein sollen, hätte sie es gewiß darnach eingerichtet, denn sie ist allmächtig.

Laßt den Abgrund dröhnen! Wir brauchen uns darum keinen Kummer zu machen. Schließen wir unsere Ohren gegen den Schrei um Hilfe, die wir doch nicht leisten können. Laßt uns frohlocken, daß inmitten des Glends des Universums wir wenigstens für das Glück erhalten sind. Denn wir genießen Musik, Malerei, die erbaldende Kunst, Tanz, Poesie und Blumen, die Delikatessen feinerer Speisen und den Göttertrank funkelnder Weine, und vor Allem die Liebe und ihre reizvollen Entzündungen.

Auf denn, zum Tanze, meine Lieben, zum Tanze, wenn auch auf Gräbern. Gerade das Unglück der Welt giebt unseren Gemüthen die hehre Weihe, wie das Feuer im Heerde um so angenehmer uns wärmt, je toller draußen der Sturm rast. Nur die alten Egyptianer waren so thöricht, Mumien in ihren Bankettsaal zu plaziren, um die Festversammlung an den Tod zu erinnern.“

Die Predigt schloß mit einem glühenden Appell an die — Sinnlichkeit.

Als sich der Redner gesetzt, meldete sich Gabriel zum Wort, um seine Ugandaer Begriffe von Religion im Gegensatz zu denen dieser Aristokratie zu erläutern. So kam er aber schön an. Die Versammlung wurde über den vorwurfsvollen Ton der Interpellation Gabriels sehr unruhig und als er sich zu den Worten verstieg: „Der Troglodyte in der Höhle, der die Beinknochen seiner Opfer spaltete, um das Mark für seine kanibalische Lust herauszuziehen, würde an dieser Predigt seine Freude haben“ — da war es aus mit ihm. Man hieß ihn schweigen, und als er erzürnt weiter redete, entstand ein Aufruhr, und Gesangbücher flogen ihm aus schönen Frauenhänden ins Gesicht, so daß er, mit Maximilian, schleunigst zu retiriren sich genöthigt sah.

Die Hauptleistung am Tage der Revolution, die — wie ein allgemeiner Strike an der Western Union Telegraph Company — ausbrach, wurde von den „Demons“, dem Dynamit-Luftballon-Korps der herrschenden Klasse, vollbracht; die „Brüderschaft der Zerstörung“ hatte diese Hauptstütze der Bourgeoisie durch großartige Bestechung heimlich für sich gewonnen: durch das Versprechen eines

Antheils an den Millionen Dollars in den zu plündernden Bankinstituten; dafür hatte das Ballon-Korps, wenn die Revolution ausbrach, dieselben ruhig gewähren zu lassen, bis die Rebellen von den Banken Besitz ergriffen und wenn dann der versprochene Plünderungs-Antheil ausgeht war, das Dynamit auf das Heer, die Polizei, das Militär und die Häuser der Bourgeois-Viertel loszulassen.

Das Zerstörungswerk währte einen vollen Tag; Caesar, der Präsident, installierte sich indeß im Palais des Fürsten Cabano (der natürlich auf der Flucht eines schmachvollen Todes zu sterben gezwungen ward) und erließ von dort den Befehl, aus den Leichenhaufen eine „Denksäule“ zu errichten.

Gabriel mußte die Inschrift aufsetzen und in folgender Weise entledigte er sich seiner Aufgabe:

„Dieses große Denkmal ist errichtet von Caesar Comellini, dem kommandirenden General der Bruderschaft der Zerstörung, zur Erinnerung an den Tod und das Begräbniß der modernen Zivilisation.“

Es besteht aus den Leichen einer Viertelmillion menschlicher Geschöpfe, die einst die Herrscher — oder deren Instrumente — dieser mächtigen, aber ach! nun ruinirten Stadt waren.

Sie waren von Führern beherrscht, die das Uebel wollten.

Sie korrumpirten die Gerichte, die Presse, die Legislaturen, die Kongresse, die Wahlen, Herz und Seele des Volkes.

Sie bildeten riesenhafte Kombinationen zur Plünderung der Armen, um die Elenden noch elender zu machen, um denen Alles zu nehmen, die am Wenigsten hatten und es denen zu geben, die am Meisten besaßen.

Sie mißbrauchten die Maschinerie der freien Regierung zur Unterdrückung des Volkes; die Freiheit ward ein Hohn; sie vertrieben die Gerechtigkeit aus dem Lande und installirten Grausamkeit, Unwissenheit, Verzweiflung und Laster an deren Stelle.

Ihre Herzen waren härter als Mählsteine; sie erniedrigten die Menschheit und vergewaltigten Gott.

Schließlich brach sich die Entrüstung im himmlischen Gerichte Luft; die überlastete Menschennatur erhob sich zu allgemeiner Revolte auf Erden.

Sie kamen um durch dieselben Instrumente, die ihre Verruchtheit erzeugt hatte; und hier liegen sie, eingemauert in Stein, um Dynamit herum aufgeschichtet, das so zerstörerisch ist, wie ihr Leben gewesen.

Wir verwünschen ihr Laster, während wir ihr Mißgeschick beweinen. Sie waren die Kulmination jahrhundertlanger Mißregierung; und sie büßten schrecklich für die Sünden von Generationen kurzfristiger und selbstfüchtiger Ahnen, und für ihre eigene Ruchlosigkeit und Grausamkeit.

Wäge dieses Denkmal ewig stehen!

Sollte eine Zivilisation wieder aufleben, dann möge die Menschentasse hierher kommen und diesen Thurm betrachten und daraus die Lehre entnehmen, die Selbstsucht einzuschränken und Rechtchaffenheit zu üben.“

Sybel's Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.

H. M. Die Bewunderung für das neue Werk des Herrn von Sybel hat sich mit jedem neu erschienenen Bande gesteigert. Nach dem einstimmigen Urtheile der deutschen historischen Fachkritik ist es eine „klassische Leistung“ und die bürgerliche Presse betet es gedankenlos nach. Wahrscheinlich hat sie sich dadurch die sozialistische Presse bestimmen lassen, das jetzt schon 5 starke Bände umfassende Werk nicht weiter zu beachten; so weit wir übersehen konnten, ist sie daran, abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen, schweigend vorübergegangen.

Was hätte sie auch in einem klassischen Werke eines preussischen Hofhistoriographen suchen und lernen sollen, Herr von Sybel noch ausdrücklich darauf aufmerksam machte, daß er sein trübes national-liberales Licht darin leuchten lassen werde. Daß Herr von Sybel nicht der berufene Geschichtsschreiber der Begründung des deutschen Reiches sei, das war für Alle, die Herrn von Sybel's Leistungen und engen Gesichtskreis kennen, von vorn herein klar und er hätte es kaum nöthig gehabt, einem diese Thatsache noch durch den Zusatz „durch Kaiser Wilhelm I.“ aufzudrängen. Das einzige Moment was einen Sozialisten reizen konnte, das Werk zu studiren, lag in der Bemerkung unter dem Titel: „Vornehmlich nach den preussischen Staatsakten“. Wenn wir uns auch darüber klar sind, daß eine wahre Begründung des deutschen Reiches niemals „vornehmlich nach den preussischen Staatsakten“ geschrieben werden kann, so war doch damit die Möglichkeit gegeben, einige neue, vielleicht wichtige und für gewisse Zustände bezeichnende Thatsachen zu erfahren. Und in dieser Erwartung haben wir uns nicht getäuscht. Herr von Sybel plaudert so manches aus, was für uns Sozialisten von hohem Interesse ist. Aber nicht nur das veranlaßt uns, unsere Leser mit dem Sybel'schen Opus bekannt zu machen. Den Sozialisten hat man wegen ihrer feyerlichen Geschichtsansichten den Vorwurf der Parteilichkeit gemacht. Besonders gilt dies von den Zeiten der Befreiungskriege, wo sie verstoßt genug sind, die großen Verdienste der Fürsten nicht anzuerkennen.

Man thut sich noch heute auf die vorgeblichen „Heldenthaten“ des preussischen Königthums vor; damals bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit viel zu

Gute. Man möchte das Verdienst, das Land von der „Fremd“ herrschaft befreit zu haben, gerne ausschließlich auf sein Konto setzen und dem Volke die „Greuel der französischen Revolution“ ins Kerbholz schneiden. Da thut es uns denn sehr wohl, wenn ein Sybel sich gemüßigt fühlt, im 1. Bande Seite 39 folgendes einzusetzen: „als das preussische Volk sich überall mit dem leidenschaftlichen Drang zur patriotischen Erhebung erfüllte und endlich den zaudernden König unwiderstehlich zu den entscheidenden Schritten fortriß“ . . .

Die Sache hat sich also nach Sybel so verhalten, wie von unserer Seite immer behauptet wurde: das Volk hat sich selbst befreit, die „Heldenthat“ des preussischen Königs bestand darin, daß er „zauderte“, d. h. aus Feigheit, nicht seine Krone zu verlieren, den „entscheidenden Schritt“ nicht zu thun wagte, bis er schließlich doch „unwiderstehlich“ dazu „fortgerissen“ wurde. Eine nette „Heldenthat“ fürwahr.

Wie schauerhaft die Zustände übrigens vor den Napoleonischen Eroberungskriegen waren, kann man nach der folgenden Bemerkung Sybel's leicht ermessen: „Es waren einheimische Fürsten, welche in Süddeutschland durch freiwilligen Anschluß an Napoleon zur Macht gelangt waren. Ein großer Theil ihrer Unterthanen war altangestammte Bevölkerung und die Einwohner der annektirten Zwergstaaten fanden ihre Lage selten verschlechtert, oft verbessert.“ (I. S. 28.). Mit anderen Worten, die Schrecken der Kriege waren kaum so furchtbar, wie die Schrecken der in den annektirten Kleinstaaten geübten Regierung im Frieden!

Sybel's Urtheil über die Stellung des Adels zu den gerühmten agrarischen Reformen Stein-Gardenbergs und die Ausführung der letzteren zu hören, ist nicht minder interessant.

Er gesteht Seite 32: . . . mancher Bauer fand sich durch die Befreiung ökonomisch nicht gebessert sondern geschädigt“. Auf der folgenden Seite berichtet er: „Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern bedeutete in den Augen der Adelligen den Umsturz der gesammten sozialen Ordnung. Jedenfalls meinten sie, wenn der Bauer nicht mehr Unterthan des Gutsherrn bleibt, müsse das bisher ihnen anvertraute Grundstück an die Herrschaft zurückfallen; dann möge er im Genuße seiner Freiheit zusehen, wo er bei Wind und Wetter anderwärts Unterkunft finde.“

Wie nobel und christlich von den damaligen „Edelsten der Nation!“ Das „anvertraute Grundstück“ war nämlich der Bauern rechtmäßiges Eigenthum, das „zurückfallen“ desselben an die Herrschaft“ also der reine Diebstahl, die gewaltmäßige Expropriation. Daran hat die Moral dieser Herren ja niemals einen Anstoß genommen; aber, wie Sybel schreibt, „waren sie entrüstet, daß fortan auch Bürgerliche Rittergüter kaufen und Offiziere werden könnten, daß die weiteren Pläne der Reformpartei sogar die Steuerprivilegien und die Patrimonialgerichte des Adels bedrohte.“ Ja, das war unmoralisch, und das seine, sittliche Gefühl der Edelsten mußte sich dagegen begreiflicher Weise sträuben. Wie sie mit dieser ihrer christlichen Moral durchdrangen, das lese man in Kampffmeyers „Junler und Bauer“ nach.

Sehr lehrreich ist, was uns Sybel aus dem preussischen Staatsarchiv über die Politik unserer „Erbfreunde“ der Zaren, gegenüber Preußen und Deutschland mittheilt. Daß das Despotenreich im Osten in den Deutschen Staaten schon zu Anfang unseres Jahrhunderts mehr oder minder abhängige Provinzen sah, erfahren wir auf Seite 41 des 1. Bandes. Sybel schreibt dort:

„Der Zar . . . hatte begreiflicher Weise keinen Eifer, Preußens Pläne für ein starkes deutsches Reich zu unterstützen: Wenn Deutschland zu kräftig wird, sagte er, so wird es zuletzt ganz unabhängig von unserer Politik.“

Es ist wohl das Interessanteste an dem Sybel'schen Werke, daß er uns bei jeder wichtigen politischen Frage den mächtigen Einfluß Rußlands aufzeigt. Alle Mächte suchen bei jedem irgendwie bedeutungsvollen Schritt der Zustimmung Rußlands sich im Voraus zu versichern. Keine Politik ist aber in größerer Abhängigkeit vom Zaren wie die preussische. Bezeichnend ist eine diplomatische Mission, die der Prinz von Preußen im Jahre 1850 unternahm, um den Zaren für die preussische Politik in der schleswig-holsteinischen Frage freundlich zu stimmen. Der Prinz hatte mit dem Zaren in Siernewice verschiedene Unterredungen über die er, nach Sybel, (I. Seite 389), folgende Mittheilungen nach Berlin gelangen ließ: „Oesterreich und Rußland sind der Union hauptsächlich wegen ihrer konstitutionellen Grundlage entgegen. (Preußen suchte nach dem Scheitern der Revolution innerhalb des deutschen Bundes einen engeren Verband, die Union, mit einigen norddeutschen Staaten zu schließen, die in der dafür projektirten Verfassung einige Zugeständnisse an die liberale Bourgeoisie enthielt.) Rußland erblickt darin die Revolution. Oesterreich, welches seine Verfassung im ersten günstigen Moment beseitigen will, (eine nette Regierung?!), sieht in der konstitutionellen Union ein anstößendes Beispiel für seine Völker. In Deutschland soll eben gar nichts geschehen, weil Oesterreich bei positiven Einrichtungen nicht mitgehen könnte. Kaiser Nikolaus wünscht geradezu, daß auch Preußen durch einen Staatsstreich alles konstitutionelle Wesen bei sich vertilge.“

Wie sehr übrigens dem mächtigen Herrscher, fährt Sybel fort, die reaktionären Wünsche am Herzen lagen, und wie gründlich er von seinem Beruf der Oberaufsicht über die politische Ordnung in ganz Eu-

ropa durchdrungen war, zeigte er kurze Zeit nach der Rückkehr des Prinzen, in einem beispiellosen Vorgang. Im Juni hatte er zu einem großen Manöver bei Warschau den Grafen Friedrich Dohna, Kommandirender des 1. ostpreussischen Armeekorps eingeladen, einen ernsten und ehrenfesten Offizier, der 1812 für eine Weile, um gegen Napoleon zu kämpfen, den preussischen mit dem russischen Dienste vertauscht und seitdem am russischen Hofe stets die größte Hochachtung genossen hatte. Diesem stellte er eines Tages das Anstehen, er solle mit seinem Armeekorps auf Berlin marschiren und dort die Herstellung der absoluten Monarchie bewirken, er, der Kaiser, werde dafür vier russische Armeekorps zu seiner Verfügung stellen. Graf Dohna legte ihm kurz darauf die Gründe vor, welche ein solches Unternehmen unmöglich machten; der Kaiser sagte, ich muß Ihre Gründe anerkennen, aber geben Sie Acht, es wird doch dahin kommen müssen.

Run, Nikolaus' Prophezeiung ist nicht eingetroffen und sein heutiger Nachfolger dürfte kaum noch in die Lage kommen, so leichtem Herzen einen schreienden Bruch des Völkerrechts zu begehen. Aber merken wollen wir uns diese edle Absicht des damaligen Selbstherrschers aller Reußen doch, sie illustriert zu schön die uns so oft angepriesene Erbfreundschaft des Russen.

Der amerikanische Farmer sonst und jetzt.

Eine sehr hübsche Gegenüberstellung liefert unter diesem Titel die „A. Z.“ Sie schreibt:

„Vor 30 Jahren war der amerikanische Farmer ein ganz anderer Mann als er heute ist. Damals hätten, glaube ich, aus seinem Leben romantischer Novellen und Dramen machen können. Heute dürfte er nur noch dem Realisten modernster Schule Stoff bieten. Damals galt noch der größte Theil des Westens als „Wüste“ und der Typus des amerikanischen Farmers mußte hauptsächlich an dem Ackerbauer Neuenglands studirt werden. Da sah, auf den Hügeln und in den Thälern des Ostens, der typische, der poetische Farmer Amerikas auf der „homestead“, der Heimstätte, die seine Vorfahren dem Walde abgerungen hatten. Er war ein kleiner König, ein Patriarch, der unabhängigste Mann im Lande und den Göttern am nächsten, denn er hatte die wenigsten Bedürfnisse. Er war Bauer, Gärtner, Forstmeister, Zimmermann, Alles in einer Person, und herrschte über Familie und Gesinde, wie Ulysses auf Ithaka. Die Farm mußte Alles hervorbringen, was das Haus das Jahr über bedurfte. Der Wald lieferte nicht nur Holz und Bild, sondern auch den Zucker aus dem süßen Saft des Ahorns. Die Wagen waren die altväterlichen Ochsenwagen, landwirthschaftliche Maschinen gab es nicht. Der Farmer schnitzte, hobelte und boherte an langen Wintertagen, seine einfachen Werkzeuge auszubessern und sie in vielen Fällen selbst zu fertigen. Auch baute er seine Zäune und Ställe. War er ein Ulysses, so fehlte ihm auch nicht die geschäftige Penelope. Auf jeder Farm wurde gesponnen und gewebt. Leinwand, Stoffe für Anzüge der beiden Geschlechter, Teppiche, Decken — Alles ging aus den Händen von Frau, Töchtern und Mägden hervor. Des Abends reichten sich an der geschäftigen Stricknadel die Maschinen zum warmen Strumpfe, nachdem der Tag der Anfertigung von tausend nützlichen Dingen gewidmet gewesen war. Da waren Kraut, Gurken und Früchte einzumachen, Essig, Seife und Kerzen zu schaffen, Würste, Speckseiten und Schinken für den Winter herzurichten, Milch in Butter und Käse zu verwandeln. Daneben gab es zu nähen, und war gar nichts Anderes zu thun, so wurden aus bunten alten Lappen Teppiche gemacht, rag carpets. Baares Geld fand sich fast nie im Farmerhause. Der Tauschhandel war die allgemeine Form des Verkehrs. Im country store, im ländlichen Kramladen nahm man willig Butter und Käse, Eier und Schinken in Zahlung für Kaffee und Zucker, Gewürze und Schnittwaaren. Auch der Arzt, der geistliche Herr und selbst der Redakteur des Wochenblättchens waren mit solcher Zahlung wohl zufrieden — naturalia non sunt turpia. Auch die Schneiderin erhielt kein baares Geld, die von Farm zu Farm zog, um Anzüge für Frauen und Männer zu machen, und ein Sack Weizen oder ein mächtiger Käse waren auch die Entlohnung des Wagners oder Brunnenmachers, die sich alljährlich zu gewissen Zeiten einstellten, um die Ochsenwagen oder den alten Ziehbrunnen der Farm in Ordnung zu bringen. Mußte einmal baares Geld geschafft werden, so z. B. zur Bezahlung der Steuern, so wurde ein fetter Ochse auf den nächsten Markt getrieben und mit dem aus ihm gelösten Gelde die Bürgerpflicht erfüllt. Wie gesagt, landwirthschaftliche Maschinen gab es damals nicht. In den Fabriken trieb der Dampf schon lange große und kleineäder, auf den Feldern aber wurde mit der Hand geäet, mit der Hand geerntet. Die Hand des Farmers warf das Saatkorn in die frischen Furchen, die Sichel schnitt den reifen Halm, der Dreschflügel der guten alten Zeit schlug das Korn aus der Ähre, das Heumachen geschah in der durch uralten Gebrauch geheiligten Weise. Wozu auch Maschinen auf den Feldern? Man brauchte sich nicht zu beeilen. Für den Bedarf im eigenen Hause kam man noch immer zurecht. Die Ernte nach dem Markte zu fahren, lohnte sich nicht in der eisenbahnlosen Zeit. Die Frucht hätte den Preis der Bodenfrüchte aufgefressen.“

So lebte der Farmer noch vor einem Menschenalter im Osten der Republik. Seither ist der Typus des amerikanischen Farmers ein ganz anderer geworden. Man

